

so daß die Zeit 1918–1945 und – als letztes Kapitel – das Thema „Westfalen im Lande Nordrhein-Westfalen“ (S. 292–339) eingehender behandelt werden konnten. Die Gründung dieses „Bindestrich-Landes“ im Jahre 1946 zeigt noch einmal, daß der von Westen kommende Einfluß, der seit tausend Jahren die Geschichte zwischen Rhein und Weser geprägt hat, noch immer wirksam war. Auf höchster politischer Ebene war man überzeugt, daß durch die Anbindung Westfalens an das nördliche Rheinland nicht nur fremde Gebietsansprüche abgewehrt würden, sondern auch ein neues Land entstünde, das alte Zusammenhänge bewahren und neue landschaftliche Bindungen schaffen könne (S. 308). Daß der neue Dualismus Düsseldorf/Münster und die Zwischenschaltung der großen Kommunalverbände einige kaum vorhersehbare Folgen zeitigten, weist auf starke regionale Eigenkräfte hin, die einem modernen Land aber besser anstehen als erstarrte Strukturen.

Da die Wanderung des Autors durch die Jahrtausende „in Siebenmeilenstiefeln“ erfolgte, mußte manches Wissenswerte unbeachtet, manches interessante Detail unerwähnt bleiben. Immerhin findet der Freund der Kirchengeschichte eine ausführliche Darstellung der religiösen Bewegungen im 16. Jahrhundert (S. 77–121). Auch dem in der europäischen Geschichte einmaligen Ereignis, dem Königreich der Täufer in Münster 1534/35, sind mehrere Seiten gewidmet (S. 81–85). Kürzer abgehandelt sind die kirchlichen Ereignisse im 19. Jahrhundert (S. 203 ff., 229 f., 237 f.), in der NS-Zeit (S. 276 ff.) und nach 1945 (S. 318–322).

Dem Verfasser ist eine Darstellung gelungen, der seine lebenslange Erfahrung im Umgang mit der historischen Materie zugute kommt, sowohl in der inhaltlichen Ausgewogenheit (unter gewiß schmerzlichem Verzicht auf viele, ihm nur zu gut bekannte Details) als auch in den sachlichen, über den wissenschaftlichen oder politischen Kontroversen stehenden Beurteilungen. Das Vorwort des Ministerpräsidenten Johannes Rau und die finanzielle Förderung des Buches durch die Stiftung „Kunst und Kultur des Landes NRW“ und durch den Landschaftsverband Westfalen-Lippe sind wohl auch in diesem Sinne als Anerkennung zu verstehen.

Karl-Heinz Kirchhoff

*Uwe Lobbedey/Herbert Scholz/Sigrid Vestring-Buchholz, Der Dom zu Münster 793–1945 – 1993, Band 1: Der Bau, mit Beiträgen von Christiane Kettelhack, Franz Mühlen, Helmut Seeberg, Eckard Zurheide, Paul Hanning (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe hrsg., Band 26), Dr. Rudolf Habelt GmbH., Bonn 1993, XII, 252 S., 26 Pläne in besonderer Mappe, Leinen.*

Der Titel des Werkes läßt erkennen, daß es im Zusammenhang mit der Zwölfhundertjahr-Feier der Stadt Münster entstanden ist. Das Jahr 793 wird als Gründung des *monasterium* Liudgers in dem damals Mimigernaford genannten Ort angesehen. Der wohl seit 799 hier vorgesehene Bischofssitz wurde erst im Jahre 805 mit Liudger besetzt.

Der vorliegende erste Band – leider erfährt der Leser an keiner Stelle, was spätere Bände enthalten sollen – befaßt sich in erster Linie mit der Dokumentation des heute bestehenden, im wesentlichen aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden Kirchenbaus. Es dürfte kaum eine deutsche Kirche geben, die sich

einer so eingehenden und wissenschaftlich untermauerten Bestandsaufnahme rühmen kann. Das Verdienst daran tragen in erster Linie die Bearbeiter, aber auch die geldgebenden kirchlichen und weltlichen Stellen. Der personelle und sachliche Aufwand war erheblich. Es ging nicht nur darum, die bestehenden Bauteile zu registrieren und Grabungsfunde einzuordnen, sondern auch die nach dem letzten Kriege unternommene Wiederherstellung des weitgehend zerstörten gewaltigen Baukörpers in allen Einzelheiten darzustellen und die dabei gewonnenen architektur- und kunsthistorischen Erkenntnisse bekannt zu machen. Manche Eigenheiten mittelalterlicher Bauweise bis hin zu technischen Einzelheiten gelangten dabei ans Licht. Berücksichtigt werden auch die zeitgenössischen, manchmal mit Schärfe geführten Auseinandersetzungen über Form und Singebung bei der Wiederherstellung zerstörter Bauteile. Es braucht nur an die früher durch ein Prachtportal und riesiges Fenster gekennzeichnete Westfront erinnert zu werden, die sich heute als geschlossene, fast abweisende Wand darbietet, die das Licht nur noch durch eine „moderne Paraphrase einer romanischen Fensterrose“ in das Innere fallen läßt. Mit der eigenwilligen Lösung sollte ein vermeintlich älterer Zustand wiederhergestellt und zugleich neueren liturgischen Auffassungen Rechnung getragen werden.

Baubestand und Baugeschichte, wobei sich Rückblicke auf Vorgängerbauten nicht ganz vermeiden ließen, werden von Uwe Lobbedey und Herbert Scholz verantwortet, Kriegszerstörung und Wiederaufbau von Sigrid Vestring-Buchholz. Franz Mühlen blickt auf seine reichen denkmalpflegerischen Erinnerungen, die ihn mit dem Dom verbinden, zurück. Christiane Kettelhack befaßt sich mit dem hauptsächlich verwendeten Baumberger Sandstein. Eckard Zurheide und Paul Hanning berichten über Steinbearbeitungsmethoden. Helmut Seeberg stellt die photogrammetrische Aufmessung des Doms im Vergleich mit älteren Aufnahmen vor.

Neben diesem reichen Strauß baugeschichtlicher Fakten tritt die Vorgeschichte der heutigen Domkirche verständlicherweise in den Hintergrund (S. 9–38). Das Faktum ist um so gerechtfertigter, als zugegeben werden muß, daß eine Darstellung dieser Verhältnisse erst dann möglich erscheint, wenn gründlichere Grabungsbefunde als bisher unter der Domkirche vorliegen. Immerhin lassen die wenigen bekannten, älteren Bauteile die Vermutung zu, daß die Vorgängerbauten sich in wesentlichen Hinsichten mit den Ausmaßen der heutigen Kirche deckten oder sich doch ihnen annäherten. Möglicherweise darf diese Vermutung sogar auf die 793 oder kurz darauf von Liudger errichtete Klosterkirche ausgedehnt werden, die mit Sicherheit an dieser Stelle gestanden hat.

Dagegen stammt die in den letzten Jahren auf dem Herrenfriedhof nördlich des Doms ausgegrabene, kleinere Kirche, im Mittelalter als „Alter Dom“ bekannt, erst aus der Zeit kurz nach 800, „aber auch nicht wesentlich später“ (S. 35). Sie überschneidet nämlich Gräber, die zur bereits bestehenden Klosterkirche gehören und beweist damit eindeutig die zeitliche Abfolge. Offensichtlich stand ihre Gründung in einem bestimmten Verhältnis zur Besetzung des bischöflichen Stuhls durch Liudger. Welcher Sinn ihr zuzuschreiben ist, gilt unter Historikern als umstritten. Ich kann hier nur an meinen bereits vor den Ausgrabungen niedergeschriebenen Versuch einer Deutung erinnern (Wilhelm Kohl, *honestum monasterium in loco Mimigernaefor*. Zur Frühgeschichte des Doms in Münster. In:

Tradition als historische Kraft hrsg. von Norbert Kamp und Joachim Wollasch. Berlin/New York 1982 S. 156–180), daß diese kleinere Kirche als Episkopalkirche Liudgers anzusehen ist. Sie erscheint beim Tode Liudgers als *ecclesia sanctae Mariae*, in der er aufgebahrt wurde, bevor die Bestattung in Werden stattfand.

Der immer wieder, besonders von archäologischer Seite vorgebrachte Einwand geht dahin, daß die Marienkirche, wenn sie es denn ist, zu klein für eine Kathedrale sei, so auch im vorliegenden Werk. Damals seien Kathedralen durchgehend große Bauten gewesen, wie etwa in Paderborn. Dabei wird übersehen, daß ein Vergleich Münsters mit Paderborn absolut unzulässig ist. Münster steht in angelsächsischer Tradition, wie zum Beispiel auch Utrecht, wo die Kathedrale ebenfalls erheblich kleiner als die ältere Mönchskirche ausfiel. Liudgers Hauptinteresse galt in allererster Linie der ungestörten Erhaltung des monastischen Gottesdienstes in der Klosterkirche um 793 (?), unbelastet durch Aufgaben einer Kathedrale. Da er persönlich kaum in Münster weilte, genügte ein verhältnismäßig kleiner Bau, der mehr einer Bischofskapelle als einer Kathedrale glich. Paderborn steht dagegen ganz in der reichsfränkischen Tradition mit ihren riesigen Kathedralbauten.

Noch im neunten Jahrhundert, wahrscheinlich unter Bischof Liudbert, dem ersten Bischof, der nicht zur Familie der „Liudgeriden“ gehörte, verlor die kleinere Kirche ihre Kathedralfunktion an die größere Klosterkirche des Hl. Paulus. Beim Brand der *civitas* Münster im Jahre 1121 ging der Paulusdom zugrunde. Erhalten blieb nach der Chronik nur die *ecclesia sancti Ludgeri*. Sie wird im vorliegenden Band als spätere Stiftskirche St. Ludgeri gekennzeichnet (S. 10), ein schlimmer Fehler, da die Stiftskirche außerhalb der Immunität im Südteil der späteren Stadt in ihren ersten Anfängen frühestens in das Jahr 1170, also fünfzig Jahre später als der Brand, datiert werden kann. Die *ecclesia sancti Ludgeri* von 1121 muß innerhalb der damals ausschließlich bestehenden Immunität gestanden haben und ist wahrscheinlich mit der alten Episkopalkirche Liudgers gleichzusetzen, die im Schatten der großen Domkirche vom Feuersturm verschont bleibt. Der grobe Fehler vernichtet eines der wichtigsten Zeugnisse für den „Alten Dom“ und verdunkelt, daß es sich bei ihm um eine von Liudger erbaute Kirche handelt.

Problematisch erscheint auf Plan 11 (S. 23) die eingezeichnete Westbegrenzung des „Alten Doms“. Ein Vergleich mit dem nebenstehenden Plan der Grabungsbeunde legt eher nahe, in diesem Fundament einen Teil des nach Süden weiterlaufenden Fundaments der Ostmauer des erst im 11. Jahrhundert an dieser Stelle errichteten Bischofspalastes zu vermuten, der, wenn es so war, den von Dodo entleerten „Alten Dom“ in seinem westlichen Teil verkürzt hätte. Die liudgerische Kirche wäre also vielleicht erheblich länger gewesen. Eindeutig ist die Sachlage jedenfalls offensichtlich nicht.

Die etwas umständlichen Überlegungen zum Patrozinium der frühen münsterischen Kirchen (S. 36) berücksichtigen nicht, daß grundsätzlich jede Kirche, ob Dom oder nicht, dem Salvator und der Muttergottes geweiht waren, daneben aber zumeist Spezialpatrozinien trugen, in Münster das des Lieblingsheiligen Liudgers, des Apostels Paulus. Wenn 809 die kleinere Kirche *ecclesia sanctae Mariae* genannt wird, später aber ebenfalls unter dem Namen St. Paulus erscheint wie der große Dom, mit dem sie rechtlich eng verbunden war, so bedeutet das keinen Patrozinienwechsel, sondern nur das Zurücktreten der Jungfrau Maria hinter dem

Spezialpatrozinium, das zur Unterscheidung von anderen Kirchen besser geeignet war, zumal dann die Muttergottes als Patronin des Frauenklosters Überwasser festlag.

Ebensowenig kann von der „Entstehung jenes älteren Konventes des hl. Paulus neben dem Domkapitel“ (S. 37) die Rede sein. Selbstverständlich gab es zu allen Zeiten nur einen einzigen Konvent. Bestenfalls könnte von zwei Gruppen eines Konventes gesprochen werden, die von Dodo gewaltsam in der Pauluskirche vereinigt wurden. Die ins Spiel gebrachte mögliche Abtrennung eines monastisch gesinnten Teils des Pauluskonvents und deren Auszug in die kleinere Kirche beim Überhandnehmen „bischöflicher Dienste“ in St. Paulus scheidet schon aus zeitlichen Gründen aus. Ein solcher Vorgang wäre frühestens gegen Mitte des neunten Jahrhunderts denkbar, doch ist die Kirche auf dem Herrenfriedhof um 805 oder kurz darauf errichtet. Der von der Chronik angedeutete kanonikal bestimmte Charakter der von Dodo aus dem Alten Dom vertriebenen Kanoniker deutet zudem eher in die gegenteilige Richtung.

Eine Überlegung, die sich an diesen Vorgang unter Bischof Dodo (969–993) anschließt, könnte darauf hinauslaufen, daß die Übersiedlung der Kanoniker „in die andere Kirche“, den Paulusdom, zur besonderen Verehrung der Jungfrau Maria im Westchor des Doms geführt hat, wo später der Marienaltar nachweislich stand, also in dem Teil der Domkirche, der dem Alten Dom am nächsten lag. Ob sich dabei ein Sonderstatus der übergeführten Kanoniker am Leben erhielt, läßt sich nicht sagen. Daß der Marienchor (Westchor) aber lange eine besondere Rolle im Dom spielte, liegt auf der Hand. Zeitweise war er sogar durch eine Mauer von der übrigen Kirche abgeteilt.

Diese wenigen Bemerkungen lassen erkennen, daß die frühe Geschichte der münsterschen Dombauten noch zahlreiche Rätsel birgt, deren Lösung auch gar nicht zur Aufgabe des vorliegenden Bandes gehörte. Vor allem müßten Grabungen unter dem heutigen Dom Klarheit über dessen Vorstufen erbringen, bevor weitere Mutmaßungen angebracht erscheinen. Der Wert des vortrefflich ausgestatteten, voluminösen Bandes, der denn auch nicht gerade preiswert ist und deswegen Privatleute leider kaum zum Kauf anregen wird, liegt, wie schon gesagt, an ganz anderer Stelle. Dafür gebührt den Initiatoren und Bearbeitern hohe Anerkennung.

Wilhelm Kohl

*Vita sancti Waltgeri, Leben des heiligen Waltger, Die Klostergründungsgeschichte der Reichsabtei Herford, Bearbeitet und übersetzt von Carlies Maria Raddatz (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, XLI: Fontes minores 3), Verlag Aschendorff, Münster 1994, VII, 103 S.*

Mit der Neubearbeitung der in ihrem Quellenwert umstrittenen *Vita sancti Waltgeri* und einer dem heutigen Kenntnisstand des Lateinischen Rechnung tragenden Übersetzung schließt sich eine oft beklagte Lücke in der Bereitstellung mittelalterlicher westfälischer Quellen. Bisherige Publikationen befriedigten nicht oder waren schwer greifbar. Gesichert sind nunmehr die von der Verf. in einer übersichtlich gegliederten und gut durchdachten Einleitung (S. 1–55) dargestellten Fakten: die Forschungsgeschichte, eine relativ unkomplizierte Überlie-